

bild ihrer Stadt hinaus zu denken bereit waren“ (S. 243). Ebenso läßt sich an den eingebrachten Vorschlägen u.a. Dokumenten ablesen, daß auf den Ständeversammlungen Stimmungen aus dem Volke wiedergegeben wurden. Inwieweit der Adel, besonders die Ritterschaft, hier jedoch über die Wahrung eigener Interessen und die Instrumentalisierung von Stimmen aus der grundherrlichen Bevölkerung hinaus ging, bleibt ein wenig offen. Insgesamt schindert Held die Stände als politisch engagierten und selbstbewußten Kollektivakteur, der – bei aller Sicherung eigener Vorteile – „agil und umsichtig“ (S. 238) agierte, sich in gesamtgesellschaftlicher Verantwortung stehend empfand und sich dementsprechend nicht scheute, „in vollen Zügen und ohne jede Einschränkung das [ihm] seit Jahrhunderten verbrieft Recht der Steuerebewilligung [zu nutzen], um gewissermaßen im Gegenzug so umfassend wie möglich eigene Anliegen und Forderungen beim Monarchen durchzusetzen“ (ebd.). Die sächsischen Stände wußten aber durchaus auch um den Wert eines symbolischen Aktionismus, insbesondere nach der für die polnische Krone notwendigen Konversion des Kurfürsten zum Katholizismus, nach welcher sie sich politisch wirkungsvoll als Hüter der (niemals wirklich gefährdeten) lutherischen Konfession inszenierten.

An einem Punkt allerdings fordert die Verarbeitung des Materials durch den Verf. Kritik heraus: Das Ausmaß der adligen bzw. ständischen Partizipation an der fürstlichen Politik im sog. Augusteischen Zeitalter zu eruieren ist Anliegen des Buches. Dazu bedient es sich im Untertitel eines Begriffspaars, das einen Interpretationsrahmen vorgibt. Von diesem Rahmen allerdings

spüren LeserInnen recht wenig, denn er kehrt explizit erst in der Zusammenfassung wider, besser: er taucht dort zum ersten Mal auf. Den Rezensenten hat dies verwundert. Er hätte zumindest erwartet, eine Forschungseinordnung sowie eine Klärung der heuristischen Funktion der auf Peter Blöcke (S. 237) zurückgehenden Termini „Konflikt“ und „Konfliktaustrag“ zu finden, wenn schon nicht eine modelltheoretische Fundierung eines, weil alltagssprachlich besetzt, erörterungswürdigen Konzepts. Hier fehlt es dem Buch schlicht an Abstraktion, es verläßt selten den Zustand einer analytisch überzuckerten Empirie. Das ist keinesfalls ehrenrührig, nur enttäuschend angesichts der mit dem Titel geweckten Erwartungen. Und es ist einer vergleichenden Betrachtung, an welcher der Absolutismusforschung schon allein angesichts der Vielfalt an Territorien gelegen sein muß, hinderlich.

Alles in allem also eine sehr verdienstvolle Materialerschließung, die sich eines kaum intensiv genug bearbeiteten Gebietes annimmt, in der Verarbeitung allerdings zu wünschen übrig läßt.

Falk Bretschneider

Nicholas Vazsonyi (Hrsg.), Searching for common ground. Diskurse zur deutschen Identität 1750–1871, Böhlau-Verlag, Köln/Weimar/Wien 2000, 306 S.

Der Herausgeber bekennt sich in der Einleitung für diese Sammlung von Beiträgen einer deutsch-amerikanischen Konferenz aus dem Jahre 1999 zum Konzept interdisziplinärer Erforschung von Nation und Nationalismus. Die titelgebende Metapher von der

„Suche nach einem gemeinsamen Grund“ hat für ihn drei Bedeutungen: *Vazsonyi* versucht in einem knappen Aufriß unter Rückgriff auf diese Formulierung die verschiedenen Entwicklungsstände der jüngsten Konjunktur der Nationalismusforschung auf einen Nenner zu bringen. Zwischen Benedict Andersens im 19. Jh. konstruierter *imagined communities* und Anthony Smiths Suche nach mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Ursprüngen der Nationaldiskurse gelingt jedoch keine Vermittlung, da der Hrsg. die unterschiedlichen epistemologischen Grundlagen einer historisch konkret dekonstruierenden Vorgehensweise und eines ideengeschichtlich essentialisierenden Ansatzes nicht kenntlich machen kann.

In einer zweiten Dimension verwendet *Vazsonyi* „Search for common ground“ als Bild für die neuen *cultural studies*, die ein interdisziplinärer Treffpunkt sein sollen, der alle in den klassischen Feldern auftretenden Probleme zu lösen verspricht. „Das Studium der deutschen nationalen Identität und seiner Entwicklung ist bekanntlich im letzten Jahrzehnt nicht mehr das Monopol der Geschichtswissenschaften geblieben und wir haben nun wichtige Ergebnisse von der Literaturwissenschaft (Germanistik), Soziologie und sogar von der Musikologie zur Verfügung. Zusammengekommen bieten diese Studien einen multidisziplinären Ansatz. Zu einer wirklich interdisziplinären Erkenntnis kommt derjenige Leser, der sich nach dem Lesen verschiedener Studien aktiv mit den Berührungspunkten zwischen den Beiträgen auseinandersetzt. Der nächste Schritt zur Interdisziplinarität wäre, in einen Dialog mit Vertretern anderer Disziplinen zu treten und, vielleicht als Folge des Austausches, die eigenen

Voraussetzungen und Methoden kritisch zu betrachten, unter Umständen sogar zu modifizieren. In diesem Sinne können „cultural studies“ als eine produktive interdisziplinäre Methode eingesetzt werden ...“

So ist auch die Konferenz an der University of South Carolina nach dem Muster der Repräsentanz möglichst vieler Disziplinen organisiert worden. Acht Beiträge aus der Germanistik, vier aus den *german studies*, zwei aus der Geschichtswissenschaft und je ein Vortrag aus der Musikologie, Kunstgeschichte, Komparatistik und aus den *judaic studies*.

Einigermaßen enttäuscht resümiert der Herausgeber jedoch das Zerschneiden der damit verbundenen Illusion, da sich die Referenten nur selten auf die Fragen der anderen eingelassen und sie auch bei der Überarbeitung ihrer Texte nicht berücksichtigt hätten. Da der Verlagsvertrag schon unterzeichnet war, blieb wohl nichts anderes als der Abdruck aller eingereichten Aufsätze. Sucht man nach Ursachen für diese doppelte Enttäuschung fällt in den Blick, daß mit „searching for common ground“ schließlich drittens ein reichlich unklares Angebot zum Gegenstand selbst unterbreitet wird: Gesucht werden sollen einerseits die tausend Wege, auf denen sich zwischen 1750 und 1871 eine Mentalität herausbildete, die das Denken und Empfinden in nationalen Kategorien selbstverständlich machte, und andererseits sollen die intellektuellen Akteure ermittelt werden, die diesen Vorgang institutionell vorantrieben.

Unter der Last eines solchen Anspruches ohne jedwede Operationalisierung bricht das Konzept des Bandes völlig zusammen. Was bleibt, ist ein Sammelsurium von Aufsätzen, die zu

ihren Gegenständen etwa des Nationverständnisses bei Ulrich von Hutten, Goethe, Möser und Gustav Freytag; Nation, Region und Heimat; Nationaltheater, Natur und Rhein als mythische Orte oder die Rolle der Musik anhand von Brahms oder Wagner viel Kluges mitzuteilen haben, wie es nicht anders sein kann, wenn Experten sich an die Arbeit machen. Warum diese Aufsätze vom Böhlau-Verlag zwischen zwei Buchdeckel geklebt wurden, ist indes für den Rezensenten intellektuell nicht nachzuvollziehen.

Matthias Middell

Murray G. H. Pittock, *Celtic Identity and the British Image*, Manchester University Press, Manchester/ New York 1999, 180 S.

Reinhold Pauli, Ranke-Schüler und als Professor für Geschichte in Rostock, Tübingen, Marburg und Göttingen Spezialist für englische Themen und Autor in der Historischen Zeitschrift in ihren ersten Jahren, schrieb in einem Aufsatz über Cromwell und den Irlandfeldzug des Jahres 1649 gegen die Katholiken wie selbstverständlich von den „Kelten, die, ausschließlich ihren ultramontanen Einbläsern“ folgten.¹

Daß er das Wort vom „einheimischen Ungeziefer“ für die keltischen Iren gebrauchte, ist ein Hinweis auf das rassistische Denken der Ära des Kolonialismus und Imperialismus; mehrere Jahrzehnte später begleitete das Unwort vom „(menschlichen) Ungeziefer“ die Untaten der Nationalsozialisten an Juden, Sinti und Roma u. a. Völkern. Einem protestantischen Historiker im Deutschland der zweiten Hälfte des 19. Jh.s mußten die katholischen Kelten, die zudem noch mit den Stuarts ge-

meinsame Sache machten, zutiefst suspekt sein.

Murray G. H. Pittock geht in seinem Buch über keltische Identität und ihr Verhältnis zur britischen Identität einem Thema nach, das in den vergangenen Jahren Gegenstand der politisch-kulturellen Debatte ebenso wurde wie des wissenschaftlichen Diskurses. Es ist das Thema des sogenannten „Celtic Fringe“ – „Fringe“ bedeutet Rand, Umrandung, Saum, Einfassung, aber auch Fransen und Randgebiet/-zone und Grenze. Es beinhaltet gegenüber dem nationalen Kern den äußeren Bereich, das Grenzgebiet mit seinem ausfransenden Charakter. Die Kategorie des „Fringe“ widerspricht den Vorstellungen einer demokratischen Gesellschaft der Partizipation und des Multikulturellen; es ist eine ethnisch begründete Kategorie, die geprägt ist von Stammesdenken, lokaler Absonderung und feindlicher Verschiedenartigkeit. Der „Fringe“ bedroht die ethnische Normalität eher als daß er multikulturelle Bereicherung bietet. Es ist eine Kategorie, die ausgrenzt, die aber lange Zeit von englischen Historikern genutzt wurde. Das Wort vom „Celtic Fringe“ gehört deswegen eher der Zeit eines *Reinhold Pauli* oder einer noch älteren Phase der britischen Geschichte an.

Die Kritik an der Bezeichnung „Fringe“ war bereits von *Hugh Kearney* und *Norman Davies* vorgebracht worden, die den keltischen Beitrag zu Geschichte und Kultur der Inseln in ihrer Gesamtheit betonten.² Die Geschichte der Inseln beginnt nicht erst mit der römischen Invasion; die keltische Geschichte der Inseln ist kein „Randproblem“, sondern eine des anhaltenden Einflusses der Kelten (Iren, Schotten, Waliser) auf England, Groß-